

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

#OMG! 1ELF!

Pastoraltheologie im Zeitalter digitaler Transformation
(Kongress in Leitershofen 2017)

Technologien der Selbstwahrnehmung Digitalität als Bedingung von Reflexivität

Es ist nun etwa acht Jahre her, da sorgte ein Video auf der Social-Media-Plattform YouTube für Furore, Zeitungen berichteten darüber, bis heute wurde es ca. fünf Millionen Mal aufgerufen. Offenbar trifft es einen Nerv unserer Zeit: Der kurze Film zeigt ein einjähriges Mädchen, das ganz selbstverständlich ein iPad bedient. Es unterscheidet dabei noch nicht zwischen bestimmten Anwendungsprogrammen, doch es wischt mit seinem Finger routiniert die Bilder auf dem Touchscreen hin und her, blättert Programmseiten weiter. Das eigene Handeln, also das Tippen und Wischen, und die Reaktion des Mediengeräts, also das Verschwinden und Erscheinen neuer Bilder und Seiten, kommentiert es dabei fröhlich glucksend.

Dann sieht man dasselbe Baby, diesmal mit einem Print-Magazin auf dem Schoß. Es berührt mit dem Finger die Papierseite, die Bilder, wischt hin und her. Als daraufhin die Inhalte der Magazinseite unverändert an Ort und Stelle bleiben, hält es irritiert inne und tippt und wischt dann mit mehr Nachdruck – natürlich ohne Erfolg, was es mit Unmutslauten registriert. Das allein ist schon bemerkenswert, illustriert das Video doch eindrücklich, was es bedeutet, als „Digital Native“ auf die Welt zu kommen, d. h. als Person, die mit digitalen Technologien aufgewachsen und für die deren Benutzung alltäglich und selbstverständlich ist. Das Baby kann die unterschiedlichen Gebrauchsweisen des digitalen und des analogen Mediums nicht über eine Transferleistung via zusammenhängender, sukzessive an Komplexität zunehmender Lernstufen voneinander ableiten. Stattdessen scheint die analoge Mediennutzung im Gegensatz zur digitalen einen gänzlich anderen Zugang zur Wahrnehmung von Reiz-Reaktion-Schemata, zur Planung, Durchführung und Abschätzung des eigenen Handelns in der Welt zu erfordern. Noch plakativer zeigt sich dies bei Minute 0:50 des Videos: Um festzustellen, warum sich die Seite des Print-Magazins nicht umblättern und verändern lässt, tippt das Baby mit seinem Finger erst auf die Papierseite – und dann auf sein eigenes Bein. Die Transferleistung, die das Baby hier erbringt, scheint völlig an dem vorbeizugehen, was uns als Beobachtende evident erscheint, es scheint geradezu absurd – und ergibt dennoch Sinn. Das einjährige Mädchen hat gelernt, dass es mit Fingertippen bestimmte Gegenstände in der Welt steuern kann, die wechselnde Inhalte zeigen. Wenn das nun nicht funktioniert, ist es sehr intelligent, die notwendigen Bestandteile der Handlungsweise, mit der sonst erfolgreich verfahren wird, auf Wirksamkeit zu überprüfen.

Und: Das Baby spürt das Fingertippen am Bein, der Finger ‚funktioniert‘ also. Warum er auf der Papierseite nach wie vor ‚nicht funktioniert‘, bleibt dem Baby ein Rätsel.¹

Wir sind „wahrscheinlich die letzte Generation, die noch einen deutlichen Unterschied zwischen Online- und Offline-Umgebungen erfährt“². Diese Feststellung stammt von Luciano Floridi, einem der prominentesten Philosophen unserer modernen Informations- und Technologie-Kultur. In seinem Buch „Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert“ untersucht er den Einfluss der Internettechnologie auf unser Denken, Wahrnehmen, Urteilen und Handeln, kurz: auf unsere Identität. Was auf den ersten Blick wie ein, je nach Standpunkt utopischer oder dystopischer, Sci-Fi-Avantgardismus klingt, ist, wenn man sich den ‚nicht funktionierenden‘ Baby-Finger unseres Beispiels vergegenwärtigt, gar nicht so unplausibel. Wir finden uns in bestimmten Umgebungen aufgrund bestimmter Vorannahmen zurecht, die wir über die ihr zugrundeliegenden Strukturen treffen, und aufgrund von Erfahrungswerten, die wir in ihr machen. Wenn nun zwei ‚Umgebungen‘ kollidieren, die nach völlig anderen Regeln funktionieren, gibt es Probleme: Um sich in der einen Umgebung, Online/Tablet, zurechtzufinden, so scheint es, müssen Handlungs- und Denkweisen greifen, die mit der anderen Umgebung, Offline/Print-Magazin, nichts zu tun haben, die mir zumindest für die Orientierung in dieser Umgebung nicht nützen. Dass aber digitale Technologien längst fester Bestandteil unseres Alltags sind, ist deutlich: Die Ausstattung der Haushalte mit digitalen Mediengeräten erreicht heute einen Sättigungsgrad von fast 100 Prozent.³ Mithilfe von Tablet, Smartphone, Laptop und anderen Endgeräten nutzen inzwischen über 90 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren Informations-, Kommunikations- und Unterhaltungsangebote.⁴ Was folgt daraus? Schafft sich die Offline-Umgebung selbst ab? Ich kann zwar das Smartphone oder Tablet aus der Hand legen, mich gegen Smart Watch und Smart Home und vielleicht sogar gegen Facebook entscheiden. Unabhängig von diesen und anderen Digital-Detox-Varianten leben wir heute jedoch in einer Zeit, in der digitale Technologien zu einer für alle Lebensbereiche relevanten Infrastruktur geworden sind. Was tritt aber an die

¹ Video ist online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=aXV-yaFmQNk> (abgerufen am: 08.01.19)

² Luciano Floridi, Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert, eBook, Berlin 2015, Kapitel 4.

³ Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs), JIM-Studie 2017. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger, Stuttgart, 61, <http://go.wvu.de/t501f> (abgerufen am 1.5.19).

⁴ Beate Frees – Wolfgang Koch, ARD/ZDF-Onlinestudie 2018: Zuwachs bei medialer Internetnutzung und Kommunikation. Ergebnisse aus der Studienreihe „Medien und ihr Publikum“ (MiP), in: Media Perspektiven, 9/2018, 398–413, <http://go.wvu.de/rgcs2> (abgerufen am 1.5.2019).

Stelle der Erfahrung, die entweder online oder offline gemacht wurde, gibt es eine integrierende, die Welten verbindende Dimension?

Floridi bezeichnet diese neue Art der Erfahrung als „Onlife-Erfahrung“⁵: Die Grenzen zwischen Online- und Offline-Umgebungen reiben sich auf. Wer ich online bin, was ich online tue, mit wem ich online interagiere, hat wirklich mit mir zu tun. Es ist keine Realität zweiter Ordnung. Die Vorstellung einer bloß virtuellen Online-Identität, mithilfe der ich z. B. via Facebook verschiedene Identitäten ‚anprobieren‘ könnte, ist heute in dieser Form nicht mehr plausibel. Stattdessen hat das, was online erlebt wird, „reale Implikationen darauf, wie Menschen ihre Identität konstruieren, [...] hinsichtlich Emotionen und ihrer Verarbeitung, Teilhabe und Ausgrenzung, Beziehungsgestaltung, Selbstbild und Selbstwirksamkeit.“⁶ Reliable Zusammenhänge z. B. zwischen psychischer Gesundheit und spezifischer Mediennutzung sind, trotz vieler Studien und Untersuchungen, nicht leicht festzustellen. „Als gesichert gilt aber inzwischen, dass aktive Social Media-Nutzung bei psychisch gesunden Nutzer_innen zum Wohlbefinden beiträgt, da sie das soziale Kapital erhöht und das Gefühl der Einbindung unterstützt, während passive Nutzung eher soziale Vergleiche und Neid hervorruft und negative Affekte aufs subjektive Wohlbefinden nach sich zieht.“⁷

Der Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder hat in diesem Zusammenhang den Begriff „Digitalität“ geprägt. Digitalität beschreibt viel treffender als ‚Digitalisierung‘, wie tiefgreifend und umfassend die „Hybridisierung und Verfestigung des Digitalen [...] jenseits der digitalen Medien“⁸ wirksam sind. Sie prägen die alltäglichen Praktiken, entlang derer sich unser Selbst- und Weltverhältnis vollzieht. Floridi etwa beschreibt die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien auch als „Technologien des Selbst“ (ein Ausdruck von Michel Foucault). Er stellt fest, dass Identitäten informationelle Muster sind, d. h. jedes Selbst sozusagen seine eigene Information ist, sich selbst deutet. Es tut dies über einen einheitlichen Erinnerungsstrang, oder, wie es jüngere Denkansätze nahelegen, über gesellschaftlich und autobiografisch hervorgebrachte Narrative. Wenn digitale Technologien nun ein riesiges Projekt der Ausweitung, Beeinflussung und Neustrukturierung informationeller Muster sind, so Floridi, dann sind digitale Technologien unglaublich mächtige Formen, die direkt durchschlagen auf unsere jeweilige Identität. Alle Umwelt-, Sozial- und Beziehungsge-

⁵ Floridi, Die 4. Revolution (s. Anm. 2) 5. Kapitel.

⁶ Viera Pirker, Social Media und psychische Gesundheit, in: *Communicatio Socialis* 51 (2018) 4, 467–480, hier 467.

⁷ Ebd. 470 (bezieht sich auf Vergleichsstudie Verduyn et al. 2017).

⁸ Felix Stalder, *Kultur der Digitalität*, Berlin 2016, 20.

füge sind dabei, sich zu ändern, ebenso wie die Mittel und Möglichkeiten, uns selbst zu beobachten, uns ein Bild von uns und anderen zu machen.

Dabei sind alltägliche Praktiken z. B. der Kommunikation in der Digitalität wesentlich von einer „mobile[n] Hyperconnectivität“⁹ gekennzeichnet. Im Zentrum steht also die Vernetzung, die von jedem Ort zu jeder Zeit möglich ist. Gerade im Hinblick darauf, dass die modernen Technologien so wirkmächtig sind und oft auch in Ausformungen auftreten, die es kritisch zu prüfen gilt – wie z. B. die Ausgestaltung des Kommunikationsraums danach, was für einflussreiche Tech-Unternehmen skaliert –, ist die Feststellung wichtig, dass das soziale Phänomen des Netzwerks schon vor Facebook, Google und Co. existierte. „Aufklärung, Industrialisierung, Bildungsniveau und Wohlstand stellen die Bedingungen dafür dar, dass der Mensch sich und andere mehr und mehr wahrnimmt als ein in Beziehungsstrukturen eingebettetes Individuum statt einer Gruppe zugehörig.“¹⁰ Das zeigt, dass es Praktiken eines „vernetzten Individualismus“¹¹, in denen Beziehungen vornehmlich als „stark vernetzter Zusammenschluss von autonomen Individuen“¹² verstanden werden, schon vor der Digitalität gab. Diese Feststellung ist aus zwei Gründen für eine konstruktive Betrachtung der Neuen Medien wichtig: Soziale Online-Netzwerke können nicht länger als Blaupause für jede kulturpessimistische Diagnose des digitalen Zeitalters dienen, wie sie z. B. der Psychologe Manfred Spitzer medienwirksam als „Cyberkrankheit“ stellt. Und diese historische Perspektive macht klar, dass sich ethische Probleme des digitalen Medienalltags nicht nur mittels digitaler Innovationen lösen lassen, da Werte nicht einfach technikkompatibel sind.¹³

Vielmehr hängt es immer auch mit unserem Selbstbild, wie wir uns selbst deuten, zusammen, welche Werte wir nun für angemessen halten und welche nicht. Wir sind, mit dem Philosophen Ernst Cassirer gesprochen, ein *animal symbolicum*. Ein sich selbst durch bestimmte Symbole deutendes Tier. Zwar wird diese symbolische Vermittlung heute stark durch „Technologien des Selbst“ geprägt. So werden diese Technologien, da jede Selbstdeutung immer auch etwas über die Zeit aussagt, in welcher der sich deutende Mensch lebt, zu einem Symbol unserer Zeit. Da ihnen aber eben

⁹ Alexander Filipović, Individualismus – vernetzt, in: KatBl 138 (2013) 3, 164–169, hier 165.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd. 166.

¹³ Christopher Koska – Alexander Filipović: Gestaltungsfragen der Digitalität. Zu den sozialetischen Herausforderungen von künstlicher Intelligenz, Big Data und Virtualität, in: Jochen Sautermeister u. a. (Hg.), Dem Wandel eine menschliche Gestalt geben: Sozialetische Perspektiven für die Gesellschaft von morgen. Festschrift zur Neueröffnung und zum 70-jährigen Bestehen des Katholisch-Sozialen Instituts, Freiburg 2017, 173–19, hier 188f.

auch die historische Relativität sozialer Phänomene wie dem „vernetzten Individualismus“ zugrunde liegen, können digitale Technologien allein – bei aller Wirkmächtigkeit – doch nicht erschöpfend Auskunft über unsere Zeit geben. D. h. auch Auskunft darüber, warum wir uns auf eine bestimmte Weise denken, wahrnehmen und beurteilen, warum wir wie handeln. Der Frage, was digitale Medien über unsere Zeit aussagen, müsste also eine weitere Frage an die Seite gestellt werden: Was sagt unsere Zeit über digitale Medien aus?

Jede Deutung des Menschen, sei es in Bezug auf ihn selbst, ihn umgebende soziale Ordnungsprinzipien oder eine ganze Epoche, bleibt also an ihre historische Relativität gebunden. So ist der Mensch auch ohne digitale Medien seiner Verfasstheit nach auf eine Form von ‚Connectivität‘ angewiesen, als ein In-Beziehung-Sein zu anderen – und darüber zu sich selbst. Der Mensch stellt sich immer schon Fragen über sich: Wer bin ich? Wer will ich sein? Diese Selbstreflexivität ist, lässt man das Cartesianische Subjekt und seine Nachfolger einmal außer Acht, notwendig auf andere, auf Vermittlung bzw. Medialität angewiesen. Nicht nur um Antworten auf Fragen nach der eigenen Identität zu finden, sondern bereits, um diese Fragen überhaupt stellen zu können. Wir machen uns immer über den Blick der anderen vermittelt ein Bild von uns selbst. Was nun die Besonderheit unserer Zeit betrifft, können wir mit Matthias Rath feststellen: „Das Neue des medialen Zeitalters ist das Bewusstsein von dieser medialen Abhängigkeit, von der Vermittlung unserer Welt an uns und untereinander durch Zeichensysteme [...]. Alles was unser Handeln bestimmt, ist medial erzeugt und symbolisch vermittelt.“¹⁴

Dieses gesteigerte Bewusstsein über unsere „mediale[] Selbstreflexivität“¹⁵ findet bei Floridi in der Formulierung einer „Generation der ihrer selbst Hyperbewussten“¹⁶ einen Ausdruck. Sich derart ‚selbst bewusst‘, wird unser Denken, Wahrnehmen, Urteilen und Handeln davon bestimmt, dass wir uns und andere immer wieder selbst deuten. Und uns ist klar, dass dieser Deutungsprozess nie final sein kann. Floridi stellt fest, dass wir uns in der Digitalität andere Formen der Wahrnehmung und der Selbstdeutung im Blick der anderen aneignen. Wir haben viel mehr Möglichkeiten, die Blicke der anderen zu beobachten und auch zu leiten. Aber wir erleiden auch mehr Blicke. Und wir liefern uns Blickkonventionen aus, z. B. bei speziellen Selfie-Posen (Duckface, T-Rex, Shelfie und Co.). Wir orientieren uns in der Digitalität in Umgebungen, die andere Begriffe von Raum und Zeit nach sich ziehen. Via Smartphone nutzen wir Infor-

¹⁴ Matthias Rath, *Ethik der mediatisierten Welt. Grundlagen und Perspektiven*, Wiesbaden 2014, 87.

¹⁵ Alexander Filipović, „Die Medien“ unter Beobachtung, in: *ThGl* 108 (2018), 321–334, 325.

¹⁶ Floridi, *Die 4. Revolution* (s. Anm. 2) 3. Kapitel.

mations-, Kommunikations- und Unterhaltungsangebote weitgehend orts- und zeit-souverän, Inhalte sind omnipräsent verfügbar. Wir erhalten und verschicken Mitteilungen – geschrieben, gesprochen, verbildlicht – in Echtzeit und mit globaler Reichweite. Mit wem wir uns austauschen und in Kontakt treten, definiert sich nicht mehr vornehmlich ortsbasiert: „Daten stehen Mediennutzer/-innen also darüber zur Verfügung, dass ihre Träger beschreibbar sind. D. h. Nutzer/-innen schreiben sich sozusagen selbst in Datenträger ein, setzen sich in Bezug zu eigens und von anderen produzierten Daten und partizipieren so an einer gemeinschaftlichen Interpretation algorithmisch aufbereiteter Datennetzwerke.“¹⁷

Wie Floridi erläutert, erlaubt es die Digitalität, Ort und Präsenz als verschiedene Formen der Anwesenheit anzusehen. Ich kann hier sein, aber woanders präsent sein. Die Qualitäten beider Formen von Anwesenheit unterscheiden sich immer weniger. Daraus folgt nicht, dass Beziehungen einseitiger oder seichter würden, sondern nur, dass ihr Gelingen an neue strukturelle Muster des ‚Im-Raum-Seins‘ und ‚In-der-Zeit-Seins‘ gekoppelt ist. Letzteres zieht, so Floridi, allerdings nach sich, dass in der Digitalität unsere Daten nicht altern, andere Formen und Ausprägungen des Selbst – etwa unser Gesicht – altern aber schon. So verstärken sich „Effekt[e] des Dauerns“¹⁸. Damit hängen auch Praktiken des Sich-Erinnerns und der Interaktion zusammen. Erinnerungsverwaltung ist ein viel genutztes Angebot der Digitalität, die Unmengen von Fotos, die Chronik bei Facebook, Kalender über Jahrzehnte usw. Das Vergessen gehört aber zum Prozess der Selbstkonstruktion: „Je mehr Erinnerungen wir ansammeln und verbreiten, desto mehr Erzählschranken legen wir der Konstruktion und Entwicklung unserer Identität als Person auf.“¹⁹ Das kann in Praktiken der Selbstdeutung zu Problemen der Asynchronität führen.

Wir stehen also heute vor der Herausforderung, uns in diesen neuen Raum-/Zeit-Umgebungen zu orientieren. Zwar zeigen sich unsere Orientierungshürden meist nicht ganz so plakativ wie es beim ‚nicht funktionierenden‘ Babyfinger aus unserem Anfangsbeispiel der Fall ist. Doch zeigt das nur umso mehr, wie wichtig ein kritischer Blick auf die neuen strukturellen Orientierungsmuster und die Praktiken der Selbstdeutung ist, die auch die Bedingungen für ein gelingendes Leben darstellen und insofern nicht unreflektiert gestaltet sein dürfen.

¹⁷ Kristina Steimer – Alexander Filipović, Ethik der digitalen Alltagsmedien in: Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik (2019) 1, 15–26, 17.

¹⁸ Floridi, Die 4. Revolution (s. Anm. 2) 3. Kapitel.

¹⁹ Floridi, Die 4. Revolution (s. Anm. 2) 3. Kapitel.

Kristina Steimer M.A./Doktorandin
zem::dg – Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft
Hochschule für Philosophie München
Kaulbachstraße 31a
80539 München
kristina.steimer@zemdg.de
Twitter: @KristinaSteimer

Prof. Dr. Alexander Filipović
Lehrstuhl für Medienethik
Hochschule für Philosophie München
zem::dg – Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft
Kaulbachstr. 31a
80539 München
<http://www.hfph.de/medienethik>
Twitter: @hfph_methik